



Direzione

Maria Antonietta Terzoli

Comitato scientifico

Helmut Meter

Salvatore Silvano Nigro

Klaus Opwis

Marco Paoli

Giuseppe Ricuperati

Sebastian Schütze

Comitato di redazione

Marta Baiardi

Muriel Maria Stella Barbero

Roberto Galbiati

Nicola Ribatti

Segreteria di redazione

Muriel Maria Stella Barbero

Supporto informatico

Laura Nocito

Saggi

NICOLA RIBATTI

*«Il verboso epinicio del futuro». Futurismo
e iconografia futurista in Gadda*

STEFANO TONETTO

*Le edizioni illustrate delle Macaronee folenghiane
nel Cinquecento*

Abstracts

Biblioteca

KARL SCHOTTENLOHER

Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts
[1953]

Wunderkammer

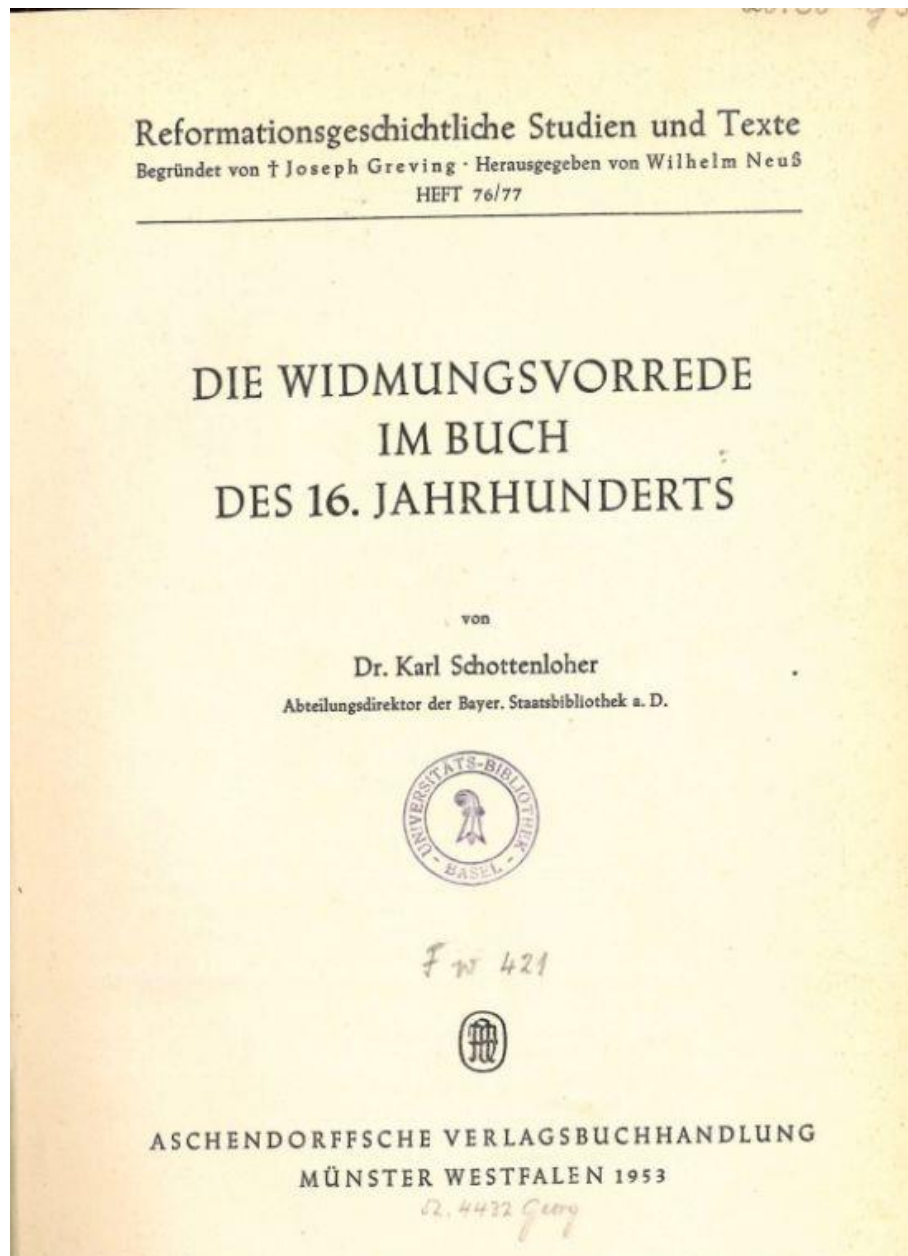
La dedica di Cristoph Martin Wieland a Idris.
a cura di NICOLA RIBATTI



I margini del libro

KARL SCHOTTENLOHER

Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts
Münster, Aschendorfsche Verlagsbuchhandlung, 1953, pp. 1-13.



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	V
I. Die Widmungsvorrede als humanistisch-literarische Erscheinung	1
II. Die Widmungsbriege des Erasmus von Rotterdam	4
III. Beispiele von Widmungsvorreden in Auszügen	11
IV. Beweggründe zu den Widmungsvorreden	175
V. Widmungsempfänger	177
1. Fürsten	177
2. Bischöfe und Äbte	182
3. Adelige	185
4. Kaiserliche Räte	187
5. Städte	188
VI. Widmungen und Mäzenatentum	192
VII. Die gesellschaftliche Bedeutung der Widmungsvorreden	194
VIII. Die Widmungsvorrede als geschichtliche Quelle	196
1. Verhältnis zum Schrifttum und Buchwesen	197
2. Lebensgeschichtliches und Selbstzeugnisse	208
3. Humanismus und Reformation	212
4. Schulwesen und Universitäten	214
5. Wissenschaftspflege	220
6. Deutsche Beziehungen zum Ausland	224
7. Zeitgeschichtliches	231
IX. Verwilderung im Widmungswesen	233
X. Von handschriftlichen Widmungen	236
Anhang: Verzeichnis von handschriftlichen Widmungen aus am 9. März 1943 zerstörten neulateinischen Druckschriften der Bayer. Staats- bibliothek	238
Personen- und Sachverzeichnis	249

I. DIE WIDMUNGSVORREDE
ALS HUMANISTISCH-LITERARISCHE ERSCHEINUNG

Wer sich viel mit dem Schrifttum des 16. Jahrhunderts beschäftigt, begegnet auf Schritt und Tritt der Widmungsvorrede, die in den meisten Schriften der eigentlichen Veröffentlichung wie ein Herold vorausgeht und diese in Gestalt eines erläuternden Briefes ankündigt, darüber aber hinaus mit allen möglichen Mitteilungen ihre eigenen Wege geht und damit eine gewisse Selbständigkeit erlangt. Sie kehrt so häufig wieder und hat so ausgeprägte Formen, daß sie als ständige Zugabe des damaligen Buches, ja mit ihrem häufig recht bedeutsamen Inhalt als selbständige literarische Erscheinung des 16. Jahrhunderts mit eigenen Lebensgesetzen bezeichnet werden kann und damit unsere volle Aufmerksamkeit verdient. Sie ist dem Ornament oder Bildschmuck eines Buches vergleichbar, der dessen Text selbstlos veranschaulichen oder zieren soll, dabei sich aber völlig eigenwillig und selbstherrlich gebärdet.

Wie die Handschriftenzeit des Mittelalters trotz einzelner Beispiele aus dem Altertum die Widmungsvorrede kaum kannte, so wandte sie auch der Frühdruck nur selten an. Die Hinausgabe der ältesten Druckwerke vollzog sich durchaus in schweigender Zurückhaltung der geistigen Urheber. Das wurde in dem Augenblick anders, als sich der Humanismus, die literarische Wiedererweckung des klassischen Altertums, der neuen Erfindung des Buchdrucks bemächtigte und mit ihr die geliebten Klassiker und die eigenen Kundgebungen vervielfältigt in die Welt hinaussandte. Unter dem Einfluß der italienischen Renaissance und des erneuerten Altertums ist ein ganz neuer Mensch geboren worden, der Humanist, der in voller Begeisterung für sein neues Bildungsziel ein stark gesteigertes Selbstbewußtsein in sich fühlte und einen entsprechenden Geltungswillen entwickelte. Ihm kam der Buchdruck mit seiner Vervielfältigungsmöglichkeit nur gelegen. Der Humanist tritt in Verbindung mit den Klassikern mit bewußtem Stolz an die Öffentlichkeit. Er weiß vom Altertum her, daß der Ruhm, die Unsterblichkeit, zu den höchsten Gütern des Lebens gehört und auf dem Wege des gedruckten Wortes leichter als je erreichbar ist. Und eine gedruckte Veröffentlichung bringt nicht bloß den Verfasser oder Herausgeber zur Geltung, sie kann durch Nennung und Auszeichnung eines fremden Namens auch diesen verewigen. Damit wird der Dichter, der Humanist, zum Kündler und Spender des Ruhms. Die Verleihung des Ruhmes verpflichtet aber den Empfänger zu dankbarer

Gegengabe. All dies gewährt die gefügte Widmungsvorrede. Sie kann die eigentliche Veröffentlichung erläutern und begründen, kann den Empfänger der Widmung in der Öffentlichkeit ehren und ihn als Gönner gewinnen, kann mit dessen Namen für die eigene Kundgebung werben und in Verbindung mit ihm selbstgewisser vor die Öffentlichkeit treten. All das ist ganz nach dem Herzen und Sinn des selbstbewußten Humanisten und er ergreift mit Eifer diese ihm auf den Leib geschnittene öffentliche Rede.

Die frühesten gedruckten Widmungsvorreden finden wir in Textausgaben von Klassikern und Kirchenvätern, die von den ersten Druckern Roms, den Deutschen Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz, mit Hilfe des italienischen Humanisten Giovanni Andrea de' Bussi in den Jahren 1467—1472 veröffentlicht worden sind. Es waren Ansprachen des gelehrten Italieners an den Papst mit der Absicht, das kirchliche Oberhaupt der Christenheit für die Unternehmungen der römischen Druckerei zu gewinnen und zugleich den Veröffentlichungen mit dem Namen des Papstes stärkeres Gewicht zu verleihen. Rasch bürgerte sich die Widmungsvorrede auch im übrigen italienischen Schrifttum ein und wurde allmählich ein fester Zubehör des gedruckten Buches¹. Geltungswille, Ehrung, Gunsterwartung, Werbung auf dem Büchermarkt sind die hauptsächlichsten Veranlassungen hierzu.

In Deutschland ist es das beginnende 16. Jahrhundert, in dem sich die Widmungsvorrede unter dem Einfluß des zunehmenden Humanismus stärker entwickelt, bis sie auch hier zur feststehenden literarischen Begleiterscheinung des humanistischen Schrifttums wird, auf deren genauer Kenntnis beinahe eine Geschichte des Humanismus aufgebaut werden könnte.

Worin besteht der Anreiz der Widmungsvorrede? Ihre äußere Form ist die des Briefes. Der Verfasser, der Herausgeber, nicht selten der Drucker oder Verleger schreibt an einen Zeitgenossen und widmet ihm seine Veröffentlichung. Auf jedem Brief ruht der Reiz des Persönlichen. Es vollzieht sich in ihm eine Art Zwiegespräch zwischen Verfasser und Empfänger. Hauptsprecher ist der Verfasser des Briefes. In den Brief der Widmungsvorrede legt er alles, was ihn bewegt: sein Verhältnis zum Empfänger, das Ziel seiner literarischen Gabe, seine Stellungnahme zu wissenschaftlichen Fragen oder zu Geschehnissen der Zeit. Was aber diesem Brief

¹ Verstreute Nachweise dafür finden sich bei Gottfr. Reichhart, Verzeichnis der Correctoren der Buchdruckereien des 15. Jahrhunderts (Beihefte zum Centralblatt für Bibliothekswesen 14, 1895, S. 1). Für die Vorreden der ältesten Klassiker-Ausgaben s. B. Botfield, Praefationes et epistolae, editionibus principibus auctorum veterum praepositae, Cantabrigiae 1861.

seine besondere Prägung und Bedeutung gibt, ist seine Veröffentlichung, seine unausbleibliche Wirkung auf einen weiteren Leserkreis, auf die Mitwelt. Während der eigentliche Brief etwas durchaus Persönliches darstellt, das nur den Verfasser und Empfänger etwas angeht, tritt der Widmungsbrief aus dieser persönlichen Gebundenheit heraus, wird zu einem publizistischen Erzeugnis, zu einem öffentlichen Vorgang. Wir können uns heute kaum mehr eine rechte Vorstellung von der ungeheuren Wirkung machen, die ein solcher unerhörter Anruf an die Öffentlichkeit nach der tiefen Schweigsamkeit der früheren Zeit ausgeübt hat. Sicherlich hat das damalige Bewußtsein von dieser Wirkung viel zur bereitwilligen Aufnahme und starken Verbreitung der Widmungsvorrede beigetragen.

Wie auf so vielen Gebieten des humanistischen Geisteslebens in Deutschland hat auch für die Widmungsvorrede der „Erzhumanist“ Konrad Celtis Weisung und Richtung gegeben. Namentlich ist dessen Widmungsbrief an Kurfürst Friedrich von Sachsen in der Roswitha-Ausgabe des Jahres 1501 vorbildlich geworden. Dem humanistischen Bildungsziel entsprechend breitet hier Celtis eine wichtige Aufgabe der neuen Geistesbewegung: die Auffindung und Herausgabe verborgener Texte der Vergangenheit, vor seinen Jüngern aus². Ein starker vaterländischer Zug geht dabei durch seine Ausführungen. Nicht fremde Forscher, etwa Italiener, sollen diese Schätze heben und gar entführen, sondern er selbst wolle sich dieser Aufgabe unterziehen und keine Reise-Unbilden dabei scheuen. Voller Stolz über den schönen Fund im St. Emmeramskloster zu Regensburg legt er seinen Deutschen die Dichtungen der mittelalterlichen Nonne Roswitha vor und bekräftigt seine Widmungsvorrede durch zwei prachtvolle Widmungsbilder, welche die Absicht und Bedeutung noch besonders unterstreichen und dem Leser anschaulich vor Augen führen sollen. Auf dem einen Holzschnitt ist Konrad Celtis als gekrönter Dichter dargestellt, wie er das Buch dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen in Gegenwart dreier Gefolgsleute stolz überreicht. Der mit einem Hermelin-Mantel bekleidete Fürst ruht auf einem mit den sächsischen Wappen geschmückten Throne und langt mit der Rechten nach dem Buch, während die Linke das Schwert, das Zeichen der Herrschergewalt, umspannt. Auf dem zweiten Widmungsholzschnitt bringt die Nonne Roswitha, von ihrer Äbtissin beschützt, ihre Dichtungen dem Kaiser Otto I. dar, der das Werk mit der Rechten in Empfang nimmt, während die Linke Zepter und Reichsapfel hält. Im Jahre

² Vgl. Nr. 1 der Beispiele.

1502 gab Celtis seine eigenen Dichtungen heraus, dieses Mal dem Kaiser Maximilian I. gewidmet. Wieder leitet ein prunkvolles Widmungsbild das schöne Buch ein: der Kaiser thront in seiner vollen Herrscherwürde mit Reichsapfel und Zepter vor dem knien- den Dichter, der, mit dem Gewand des gekrönten Dichters angetan, das lorbeergeschmückte Barett in der einen Hand, dem Herrscher das aufgeschlagene Buch darreicht. In allen drei Holzschnitten ist der Sinn der Darstellung klar. Der Dichter ist hier als hoffähig erklärt. Er kann es wagen, dem Fürsten sein Buch zu widmen und dieser nimmt es als eine seiner durchaus würdige Gabe huldvoll entgegen. Der Dichter tritt als Edler im Reich des Geistes fast ebenbürtig dem Kaiser gegenüber, trägt zu dessen Ruhm als Beschützer von Kunst und Wissenschaft bei, erhält dafür die schützende und sein Werk empfehlende Gnade des Herrschers. Der Vorgang spielt sich in aller Öffentlichkeit ab. Die Widmung empfängt als selbständige literarische Erscheinung ihre bildliche Weihe, wird hier zu einem wichtigen Vorgang, zu einer höfischen Feierlichkeit, zu einem glänzenden Sieg des Humanismus. Keine der zahllosen Widmungsvorreden der folgenden Zeit hat eine so hübsche Ausschmückung von künstlerischer Hand erhalten wie diese beiden Zueignungen des fränkischen Humanisten, wenn- gleich uns einfachere Widmungsbilder auch noch weiter begegnen². Die Widmungsvorrede selbst aber blieb als literarischer Ausdruck des gesteigerten Selbstbewußtseins der Schriftsteller und wirkte sich in den verschiedensten Spielarten aus. Ihren geistigen Höhe- punkt hat sie in Erasmus von Rotterdam erreicht.

II. DIE WIDMUNGSBRIEFE DES ERASMUS VON ROTTERDAM

Erasmus von Rotterdam, der erste überragende Schriftsteller der neueren Zeit, wußte wie kein zweiter Zeitgenosse die Bedeutung des Buchdrucks für die geistige Hebung der Menschheit zu schätzen und zu nützen. Es ist bezeichnend für ihn, daß er alle Berufungen an Fürstenhöfe und Hochschulen ablehnte und für immer in Ver- bindung mit seinem Drucker Johann Froben in Basel bleiben wollte, um von hier aus wie von einer weitreichenden Kanzel die Welt mit dem gedruckten Worte zu durchdringen. Und er hatte den Men- schen viel zu sagen und war sich dessen bewußt. Eine seiner wirk- samsten Handhaben im Werben für seine großen Bildungsziele: die Durchdringung des Christentums mit dem besten Geiste des Alter-

² Vgl. meinen Bericht: Widmungsbilder in Handschriften und Frühdrucken (Zeit- schrift für Bücherfreunde N. F. 12, 1920/21, S. 149 u. 173).

tums, die Vereinfachung des kirchlichen und christlichen Lebens durch die Rückkehr zur Christuslehre, die Pflege der allgemeinen Wohlfahrt nach den Gesetzen der Vernunft, wurde die straffe eindringliche Widmungsvorrede an die Großen der Welt vor seinen Schriften und Textausgaben. Er hat die Widmungsvorrede nicht erfunden, sie aber sorgsamst gepflegt und zur Kunst erhoben. Was für Martin Luther die packende deutsche Flugschrift war, das bedeutete für Erasmus die geistvolle, formvollendete Widmungsvorrede als durchaus selbständige literarische Erscheinung. Wie zu seinesgleichen sprach er hier zu Kaiser und Papst, zu Königen und Herzögen, zu Fürstbischöfen und Äbten, zu Geistlichen und Mönchen, und alle hörten ihm ergriffen zu. In diesen begleitenden Beigaben ist das wissenschaftliche und erzieherische Lebensziel des führenden Humanisten so klar und eindringlich wie sonst nirgendwo umschrieben¹. Die Eroberung der führenden geistigen Schichten für seine Gedankenwelt lag ihm besonders am Herzen. Seine Widmungsbriege sind alle persönliche Aufrufe an die Großen der Welt zur wirksamen Mitarbeit an seinem hohen Erziehungswerke im Dienste der ganzen Christenheit. Hier faßt er in der kürzesten, schlagendsten Prägung seine Ziele zusammen und versteht mit schmeichelhaften Anreden seinen Worten einen Nachdruck von unwiderstehlicher Gewalt zu geben. Immer größer wird der Kreis seiner Gemeinde. „Nicht für mich“, schreibt er in einer Widmung an den Kanzler von Polen, „suche ich diese Verbindungen mit hervorragenden Männern, sondern für die Studien, für die Frömmigkeit, die in diesen stürmischen Zeiten dringend des Schutzes bedürfen.“ Er wird nicht müde, den Papst, den Kaiser, die Könige von Frankreich, England, Polen, ebenso die Kirchenfürsten immer wieder zur Herbeiführung des beglückenden Weltfriedens aufzurufen, der eine neue Blüte der Wissenschaften und der christlichen Frömmigkeit schaffen soll. Da will Erasmus in seiner „*Institutio principis christiani*“ den zukünftigen Kaiser Karl V. auf sein Herrscheramt vorbereiten und spricht es in seiner Widmung aus, es werde einst zu den Ruhmestiteln des vielversprechenden jungen Fürsten gehören,

¹ Es war schon einmal die geschlossene Herausgabe aller Widmungsvorreden des Erasmus als bedeutsamer humanistischer Kundgebungen vorgesehen, als die „Kommission für Erforschung der Geschichte der Reformation und Gegenreformation“ im Jahre 1919 unter ihre wissenschaftlichen Aufgaben auch die Veröffentlichung der wichtigsten Humanistenbriefe aufnahm. Namentlich ist Hermann Grauert warm für Erasmus und dessen Widmungsbriege eingetreten. Inzwischen sind die meisten dieser Widmungsbriege in der prächtigen Briefausgabe von P. S. Allen in mustergültiger Gestalt erschienen, ohne daß freilich ihre einstige publizistische Bedeutung vor den übrigen Briefen auszeichnend zur Geltung kommen kann.

daß man es habe wagen dürfen, ihm das ungeschmeichelte Bild eines frommen und wahrhaftigen christlichen Fürsten vor Augen zu führen. Da betont der freimütige Fürstenerzieher in der Widmung seiner Johannes-Paraphrase an Erzherzog Ferdinand, es sei besser, den Fürsten die evangelische Weisheit zur Lesung anzupfehlen als die üblichen Schriften über Jagd, Hunde, Pferde, Kriegswerkzeuge, Brettspiel. Die Frömmigkeit eines Fürsten müsse nicht im äußeren Abbeten des Stundengebetes, sondern in der verantwortungsbewußten Erfüllung seiner Pflichten gegenüber seinem Volke beruhen. Da entwickelte der vielseitige Denker in seiner Suetoniuswidmung an die sächsischen Fürsten ganz einzigartige Gedanken über Weltkaisertum, Fürstenpflichten und Volksrechte. Da nimmt er in seiner Vorrede zum berühmten „Lob der Torheit“ für die Satire das Recht in Anspruch, die Verkehrtheiten der Welt mit mahnendem und strafendem Spott zu übergießen und wendet sich gegen die Empfindlichkeit derer, die die gräulichsten Lasterungen gegen Christus eher vertragen können als ein freies Wort über den Papst oder einen Fürsten. Und in der Zueignung des „Handbüchleins eines christlichen Streiters“ an Paul Volz meint Erasmus, daß niemand sich besser um Papst und Fürsten verdient machen könne, als wer die himmlische Philosophie Christi, die Lehre des Erlösers, der von uns nichts als ein reines, unschuldiges Leben fordere, unverfälscht verkünde und für die Wohlfahrt des Volkes eintrete. Durch die Besiegung der Türken würde das Reich Christi nichts gewinnen; dieses herrsche nur da, wo Frömmigkeit, Liebe, Frieden und Sittenreinheit wohnen.

Wie hoch Erasmus selbst diese seine Widmungsvorreden eingeschätzt hat, sagt uns die Fürsorge, die er ihnen zugewandt hat, als er in seinem Briefe vom 30. Januar 1523 an Johann Botzheim einen Plan für die Gesamtausgabe seiner Veröffentlichungen entwarf und darin auch den Widmungsvorreden einen Platz anwies. Er möchte, schrieb er, in den Band, der eine Auswahl grundsätzlicher Briefe enthalte, auch mehrere Widmungsvorreden, die die Drucker nach ihrem Gutdünken auszulassen oder umzuändern pflegten, eingeschlossen wissen, so die Vorrede zu den Werken des Hilarius und Cyprianus, auch die zum Griechischen Lexikon, weiter den Brief an Johannes Paludanus im Panegyricus auf Philipp², die Vorrede über den Fürsten an Erzherzog Ferdinand oder andere Kundgebungen, die den Untergang nicht verdienten³. Diese An-

² Allen I, 398.

³ In hunc ordinem addi velim praefationes aliquot dedicatorias, quas typographi suo arbitratu solent vel omittere vel mutare. Talis est praefatio in opera divi Hilarii et Cypriani, in Lexicon Graecum, epistola ad Joannem Paludanum

ordnung des Erasmus geht auf eine Zeit zurück, in der erst ein kleiner Teil seiner Widmungsvorreden vorlag, während zahlreiche andere, dazu besonders bedeutende erst im folgenden Jahrzehnt erschienen sind.

Im gleichen Widmungsbrief an Botzheim verteidigte sich Erasmus gegen die wider ihn erhobene Verdächtigung, als würde er die Widmungsvorreden seiner Werke zu dem Zwecke einfügen, um hohe Gewinne zu erzielen. Man verleumde ihn, daß er mit diesen Briefen Ruhm oder Geld oder beides erstrebe. Was den Ruhm betreffe, so habe er sich anderswo dahin ausgesprochen, daß er mehr Geltung für die Studien als für seine Person gesucht und dabei auch Erfolg gehabt habe⁴. Einigen, die sich um ihn verdient gemacht hätten, habe er durch eine Widmung nur bezeugen wollen, daß er der empfangenen Gunst noch eingedenk sei. Über die Erträge seiner Widmungsvorreden möge der Freund folgende Rechenschaft von ihm entgegennehmen. Bei einfachen Freunden wisse Botzheim selbst, wie er keineswegs nach Geschenken strebe; der Freund habe ihm trotz aller Versuche nichts aufdrängen können. Ihm sei eine aufrichtige Gesinnung wertvoller als irgend ein Geschenk. Seine Freunde wüßten, daß er, was die Kunst der Annahme oder Ablehnung eines Geschenkes betreffe, im Ablehnen weit beredter als im Annehmen sei. Wenn ihm aber etwas angeboten werde, was er nicht gut ablehnen könne, so pflege er das nach Kräften mit gleichem zu vergelten oder es, wenn möglich, zu übertreffen. Wenn er Mancherlei einfachen Freunden gewidmet habe, so empfangen er als höchsten Lohn das Bewußtsein, sich ihnen gefällig gezeigt und das Gedächtnis an sie mit dem seinen verbunden zu haben, das vielleicht einmal in der Nachwelt weiterleben werde. Was die Fürstlichkeiten betreffe, so sei zu sagen, daß er einigen, die ihm nichts verehrt hätten, nicht weniger zu Dank verpflichtet sei als denen, die ihm gegeben hätten, und daß er denen, die gegeben hätten, um so mehr schulde, wenn sie von sich aus gegeben hätten. Der berühmte englische Lord William Mountjoy, dem er das Werk der Sprichwörter in der ersten wie in mehreren erweiterten Auflagen zugeeignet habe, könne bestätigen, daß Erasmus

addita Panegyrico ad Philippum, praefatio addita libello de Principe ad Ferdinandum, Caroli fratrem, aut si quae aliae videbuntur indignae quae pereant. Der Brief an Botzheim ist selbst wieder als Widmungsbrief ausgegangen zum „Catalogus omnium Erasmi Lucubrationum“. Basel, Joh. Froben, 1523; Neudruck in: P. S. Allen, *Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami* 1, 1906, S. 39.

⁴ G. Peignot, *Histoire des dédicaces d'Erasmus, racontée par lui-même; ont elles beaucoup contribué à augmenter sa fortune?* (Bulletin du Bibliophile 2, 1836/37, S. 11).

ihm mehr Wohlwollen als Freigebigkeit verdanke. Der Erzbischof William von Canterbury sei voller bereitwilligster Freundlichkeit ihm gegenüber gewesen, aber er werde ihm bezeugen können, wie oft er die ihm angebotene Freigebigkeit mit der Zusicherung abgelehnt habe, daß er übergenuß Geld habe. Da er gewußt habe, daß nach dem Gesetz der Freundschaft das Geld mit ihm gemeinsam sei, habe er es bei ihm für sicherer aufgehoben gehalten. Von Papst Leo X. habe er für die Widmung des Neuen Testaments nicht einen einzigen Dukaten erwartet oder empfangen. Von Papst Adrian VI., dem er ein Buch geschickt habe, dessen Herrichtung ihm vier Gulden gekostet habe, sei dem Boten beim Kommen ein Gulden, beim Gehen nichts gereicht worden. Der Papst habe sein Buch freudig in Empfang genommen und dem Überbringer sechs Dukaten gegeben, ihm selbst aber ein sehr ehrenvolles geistliches Amt angeboten, das er abgelehnt habe. Dem Papst Klemens VII. habe er seine Paraphrase über die Apostelgeschichte geschickt, ohne mit einem Worte anzudeuten oder durch seine Freunde andeuten zu lassen, daß er ein Geschenk dafür erwarte. Und so wenig habe er etwas erwartet, daß er dem Papst Adrian, als dieser sich anschickte, ein Ehrengeschenk zu übersenden, geschrieben habe, er möge nichts senden. Papst Klemens VII. habe 200 Gulden geschickt, aber nur für die Paraphrase; wenn anders, hätte er das Geschenk abgelehnt. Das könne er urkundlich beweisen. Es habe aber nicht an dem Rabulisten gefehlt, der sich mit der Hl. Schrift nur zum Schmähnen beschäftigt habe, um ihn aus einem Erasmus zu einem Balaam zu machen. Der Kardinal Grimani, dem er seine Paraphrase zum Römerbrief widmete, habe keine Unze geschickt; er selbst habe sich auch nichts erwartet. Was er gewünscht habe, Gunst und Wohlwollen, nicht für sich, sondern für die Wissenschaften und für Johann Reuchlin, habe der Kardinal auch gewährt. Kardinal Campegio habe ihm vor mehreren Jahren einen Ring aus England geschickt als Freundschaftspfand, er hinwiederum ihm dann eine Paraphrase gewidmet, wobei er keine Wohltat erhaschen, sondern die empfangene vergelten wollte. Der Kardinal von Sitten habe vieles angeboten, wenn er nach Rom gekommen wäre; im übrigen sei derselbe durch ihn um keinen Heller ärmer geworden. Auch der Kardinal Lorenzo Pucci habe ihn um keine einzige Drachme reicher gemacht, als er von ihm den verbesserten Cyprian zugeeignet erhalten habe. Dem Geldschrein des Erzbischofs von Palermo, Johannes Carondelet, sei kein Obolus wegen des Hilarius entwichen, als er ihm das Buch durch einen eigenen Boten gesandt habe. Der Erzbischof habe aber ganz das gewährt, worauf es ihm

angekommen sei, Gunst und Wohlwollen. Philipp von Burgund, der Bischof von Utrecht, zu dessen Bistum er gehöre, habe ihm nach der Widmung der Klage des Friedens, als er eine ihm dargebotene Pfründe abgelehnt hatte, einen Ring mit einem Saphir geschenkt, den einst sein Bruder David, ehemals Bischof des gleichen Kirchensprengels, getragen hatte. Aber dieses Geschenk habe er nicht gesandt, weil er, Erasmus, sich etwa darum beworben oder es erwartet habe. Der Freundschaftsbecher, den der Mainzer Kardinal geschickt habe, sei ebenso wenig begehrt oder erhofft worden. Dem Kardinal von York, dem er die Plutarch-Ausgabe gewidmet habe, glaube er viel schuldig zu sein wegen der einzigartigen schon von jeher empfangenen Huld; aber er sei durch die Freigebigkeit des Kardinals um kein Haar reicher geworden. Dem Kardinal von Lüttich, dem er die Korintherbriefe gewidmet und zwei wertvolle Pergamentabzüge seines Neuen Testaments verehrt habe, brauche er sich für keinen einzigen Pfennig dankbar zu zeigen. Der Kardinal habe ihm soviel geschenkt, daß es, wenn es in ein sogar empfindliches Auge fiel, dort keinen Schaden verursachte; der Kardinal selbst werde das nicht in Abrede stellen. Sein Kaiser Karl habe ihm bereits in die Reihe seiner Räte berufen und mit einem kirchlichen Amt beschenkt gehabt, bevor er ihm das Buch vom Fürsten zugeschrieben habe, nicht um eine Beute zu erhaschen, sondern um seinen Dank zu erstatten. Dem Herrscher habe er seine Paraphrase zu Matthäus von Basel nach Brüssel durch einen eigenen Boten auf seine Kosten geschickt. Diesem seien zur Rückkehr zwei Gulden gegeben worden; aber die Gesinnung des Kaisers, der das Geschenk hochherzig in Empfang genommen habe, sei ihm nicht weniger dankenswert gewesen, als wenn er tausend Goldgulden empfangen hätte. Vor mehreren Jahren habe er Plutarchs Schrift „*De discrimine adulatoris et amici*“ dem englischen König Heinrich gewidmet. Ihm glaube er ebenso viel schuldig zu sein, als der König ihm angeboten habe, wenn er, Erasmus, es hätte annehmen wollen; er habe ihm aber ein sein Verdienst weit übersteigendes Geschenk angeboten. Der König habe ihm übrigens viel später, als er jene Widmung schon längst vergessen hatte, 60 angelatos gesandt auf Veranlassung oder vielmehr Mahnen des Johannes Colet. Ihm habe er dann seine Paraphrase zu Lukas gewidmet. Kaiser Karls Bruder Ferdinand habe überaus hochherzig, wie er sei, seine Paraphrase zu Johannes mit höchster Freude in Empfang genommen und ihm mit einem Brief ein Ehrengeschenk von hundert Gulden geschickt, während er, Erasmus, sich nichts erwartet habe. Wenn er die Gesinnung des französischen Königs gegen ihn erwäge

und überdenke, wie derselbe ihm habe förderlich sein wollen, so schulde er keinem Fürsten mehr als ihm; aber seinem Hilarius, der das Buch überbracht habe, seien als Wegzehrung 30 Kreuzer ausbezahlt worden. An ihn selbst sei außer dem Wohlwollen nichts gelangt und er habe nichts anderes erwartet. Kurz, aus allen seinen Paraphrasen sei kein Pfennig an ihn zurückgekehrt außer von Erzherzog Ferdinand und Papst Klemens. Aber Ferdinands Vater Philipp habe er beinahe vergessen, derselbe habe ihm für den erhaltenen Panegyricus 50 Philippinen verehrt. Von den übrigen Persönlichkeiten sei nichts gegeben worden oder so wenig, daß es nicht der Erwähnung wert sei.

Wenn schon jemand das Gepränge der Namen und Titel in Betracht ziehe und ihn für einen Menschen halte, wie die meisten der Sterblichen seien; werde der nicht vermuten, daß er, Erasmus, aus seinen Widmungen Schätze wie Midas gesammelt habe? Er erwähne dies alles nicht, als ob er über das Wohlwollen der Fürsten unzufrieden wäre. Er glaube, daß alles, was von seinem Schreibtisch gekommen sei, den schönen Wissenschaften gedient habe. Für deren Fortschritt habe er die Gunst der Fürsten erstrebt. Daß er nicht niedrigen Sinnes nach ihrer Freigebigkeit ghascht habe, gehe auch daraus hervor, daß er sich so oft habe bemühen müssen, ihre Freigebigkeit gegen ihn ohne Kränkung abzulehnen. Seine Einkünfte betrügen ein wenig mehr als 400 Goldgulden. Dieses Einkommen sei, müsse er gestehen, ungleich gering gegenüber dem Aufwand, den die jetzige Zeit fordere, ferner die Fürsorge für die Gesundheit, dann die für seine Studien notwendige Hilfe der Diener und Schreiber, das Halten eines Pferdes, das häufige Reisen, auch eine Geisteshaltung, die, um nichts anderes zu sagen, nichts wissen wolle von Knauserei, keinen klagenden Gläubiger auf dem Hals haben wolle, keine nicht erfüllte Verpflichtung, keine vernachlässigte Hilfslosigkeit eines Freundes. Deshalb gebe es Freunde, die, was an Einnahmen abgehe, durch ihre Freigebigkeit auffüllten, aber mehr aufdrängend als gebend. Was sie schenkten, gäben sie, wie sie sagten, nicht dem Erasmus, sondern wendeten es für die öffentlichen Studien auf. Sie seien aber so vom Glück begünstigt, daß ihre Glücksgüter diesen Verlust gar nicht spürten, und sie seien von solcher Gesinnung, daß sie keine Lobpreisung ihrer Freigebigkeit verlangten und keine Danksagung duldeten. Sie seien es darum besonders würdig, daß auch die Nachwelt von ihrer Güte Kenntnis erhalte.

Wir mögen heute ein wenig lächeln über die Empfindlichkeit, durch die sich Erasmus hinreißen ließ, die Angriffe eifersüchtiger Gegner

mit Aufschlüssen abzuwehren, die den davon betroffenen Gönnern nicht sehr angenehm gewesen sein mögen. Erasmus hätte es um so weniger nötig gehabt, seine Widmungen zu rechtfertigen und den gegen ihn erhobenen Vorwurf der Gewinn- und Ruhmsucht zurückzuweisen, als es sich bei der Widmungsvorrede um eine bereits durchaus anerkannte Einrichtung handelte und man in ihrem Gefolge den Empfang eines Ehrensoldes, „Honorar“ im heutigen Sinne gab es noch nicht, als etwas völlig Ehrenwertes ansah. Aber Erasmus fühlte sich an einer Stelle getroffen, die ihm besonders ernst und wichtig war, an dem zielbewußten Versuch, durch seine persönlichen Anrufe die führenden Männer der Zeit aufzurütteln und für das ersuchte Zeitalter des Friedens und höchster Geisteskultur vorzubereiten. Da lief ihm der Zorn übermächtig über. Uns aber geben diese Ergüsse einen guten Einblick in das Widmungswesen jener Zeit, den besten, den wir uns nur denken können.

III. BEISPIELE VON WIDMUNGSVORREDEN IN AUSZÜGEN

Die hier folgenden zeitlich geordneten Auszüge aus Widmungsbriefen bilden nur eine Auslese aus der großen Zahl der einst veröffentlichten Kundgebungen, sind aber wohl zahlreich und vielseitig genug, um uns ein anschauliches Bild von den Widmungsvorreden des 16. Jahrhunderts und ihrer Bedeutung als literarische Erscheinung und ein Stück Zeitgeschichte geben zu können¹.

1. Zu den Widmungsvorreden, die ein ganzes Lebensprogramm ihres Verfassers darlegen, gehört die schon erwähnte mit einem hübschen Buchüberreichungsbilde geschmückte bedeutsame Zueignung des Humanisten Konrad Celtis an Kurfürst Friedrich von Sachsen in der Roswitha-Ausgabe des Jahres 1501². Weite und gefährvolle Wege, führt Celtis darin ungefähr aus, hätten ihn durch Deutschlands Lande geführt. Den Anstrengungen und Gefahren dieser Reisen habe er sich gerne und frohgemut unterzogen, um nach alten und noch nicht veröffentlichten Handschriften zu fahnden und dann wirklich aufgefundene Texte durch die glückliche Möglichkeit unserer Zeit auf dem Wege der von Deutschen erfundenen Buchdruckerkunst ans Licht zu ziehen. Von diesem Ziele hätten ihn auch die Nörgler nicht abhalten können. Diese fühlten sich unfähig zu

¹ Bei der Angabe der Fundorte der Druckwerke in den Anmerkungen ist immer München, Bayer. Staatsbibliothek zu ergänzen. Bei den weitaus überwiegenden Druckwerken mit lateinischen Titeln sind auch die Widmungsbriefe in lateinischer Sprache abgefaßt.

² Opera Hrosvite, nuper a Conrado Celte inventa. Nürnberg (Hieronymus Hölzel) 1501 (München: 2 Rar. 96).

solchem Werk und verleumdete schon diejenigen als Tempelräuber, die nur alte Handschriften einmal ansähen. Diesen Verleumdern sei zu antworten: es sei schön und lobenswert, wenn jemand aus Liebe zu Deutschland und den Wissenschaften Reisen unternehme und in Druck bringe, was er durch Tausch oder Kauf erwerbe. Es müsse nur, was dann gedruckt oder abgeschrieben sei, nach dem Rückkehrrecht den alten Stellen oder Klöstern zurückgegeben werden. Er habe aber sehen müssen, daß hervorragende Handschriften wie eine kostbare Kriegsbeute von Italienern aus Deutschland entführt und gedruckt worden seien. Da habe er bei sich gedacht, daß er als mitten in Deutschland Geborner und als erster zum Dichter Gekrönter die Pflicht habe, die im Dunklen verborgenen Handschriften gleichsam als erlesener Jäger herauszulocken und seinen Deutschen als Kostbarkeiten darzubieten, aus denen sie die Sorgfalt und Mühe unserer Väter und Vorfahren um die Wissenschaft und die christliche Religion erkennen könnten. Die Vernachlässigung der Wissenschaften sei sehr zu beklagen. In ihm brenne die Begier, die deutsche Geschichte kennen zu lernen. Er sei entschlossen, alles, was er finde, herauszugeben. Als er neulich zu diesem Zwecke eine Reise unternommen und auf gut Glück in ein Benediktinerkloster gekommen sei, habe er eine sehr alte, in, er möchte fast sagen, gothischer Schrift von einer Frauenhand niedergelegte Handschrift mit dem Namen einer deutschen Nonne aus fränkischem Geschlecht gefunden und sich über die Entdeckung sehr gefreut. Die Dichtungen der Nonne Roswitha veröffentlichend, möchte er der gelehrten Charitas Pirkheimer rühmend gedenken. Der Churfürst Friedrich habe den Auftrag zur Drucklegung gegeben, das Reichsregiment ein Druckprivileg erteilt. Der im Hause Pirkheimers niedergeschriebenen Widmung ließ Celtis Empfehlungsgedichte der Mitglieder der von ihm gegründeten gelehrten Gesellschaft mit Johann von Dalberg an der Spitze gleichsam als Beurkundung der Humanistengemeinschaft folgen. Die von ihm im Benediktinerkloster St. Emmeram zu Regensburg entdeckte Roswitha-Handschrift befindet sich heute in der Staatsbibliothek zu München. Sie trägt noch jetzt die Rötelstriche der damaligen Druckerei und bekundet damit, daß sie Celtis unmittelbar dem Drucker überlassen hat. Sie ist aber wieder nach St. Emmeram zurückgekehrt.

2. Joachim *Vadianus* gab im Jahre 1510 die kleine mittelalterliche Schrift „Hortulus“ des Fuldaer Mönches Strabo Walafrid³ heraus

³ Strabi Fuldensis monachi Hortulus nuper apud Helvetios in S. Galli monasterio repertus. Wien 1510 (München: 4 P. o. lat. 664).

und eignete sie seinem Freunde, dem Astronomen Georg Tannstetter Collimitius zu. In der im August 1509 in St. Gallen niedergeschriebenen Widmung berichtet Vadianus, er habe neulich auf der Rückreise von Wien in der mit alten Handschriften reich gefüllten Bibliothek von St. Gallen, in der vor längerer Zeit der Florentiner Poggio den damals in Italien verschollenen Quintilian aufgefunden habe, die Schrift des Strabus eingehend in einer alten Handschrift durchgearbeitet und gebe sie hiermit heraus. Aus der gleichen Handschrift weiteres abzuschreiben, habe ihm die Zeit gefehlt, obwohl ihm der Inhalt gut gefallen habe. Er hoffe aber dank dem freundlichen Entgegenkommen des Abtes Franciscus und der übrigen Mönche des Klosters die Handschrift zu jeder Zeit wieder bekommen zu können.

3. Eine bedeutsame Widmungsvorrede an Joachim Vadian und Johann Marius vom 1. Juli 1511 hat der Geschichtschreiber Johann Cuspinianus seiner Florus-Ausgabe des Jahres 1511⁴ vorausgeschickt. Er läßt sich darin ausführlich über die Sitte oder vielmehr, wie er meinte, Unsitte mancher Widmungsvorreden seiner Zeit aus. Es sei, sagt er, bei den Buchhändlern üblich, daß sie, wenn sie ein Werk drucken und veröffentlichen wollen, von irgend einem Gelehrten einen Einleitungsbrief erbitten und auf der ersten Seite einfügen, wodurch das angeblich auf diese Art verbesserte Werk gleich wie mit einem Signalhorn durch den Herold ausgerufen werden soll. Obwohl jene Männer nur zwei oder drei oder auch gar keine Seiten durchgesehen haben, glaube man, es sei genug, wenn nur dem Werk selbst ein volltönender Brief gleich den Vortruppen eines Heeres vorausgehe mit ausgewählten Worten, die nicht wahr zu sein brauchen, sondern nur schön zusammen gereimt, durch die man die Käufer täuschen und die Ware verkäuflicher machen kann. Oft erdichten auch jene Fälscher den Namen eines Gelehrten für einen Brief, um die weniger Gebildeten zu täuschen und die Bücher leichter zu verkaufen. So wurden einst die kleinen Schriften des Crispus Sallustius fälschlich als von Pomponius Laetus verbessert herausgegeben. So veröffentlichten andere diesen unseren Florus angeblich als von Beroaldus verbessert. So werden ungezählte andere kostbare Werke der lateinischen Sprache unter falscher Flagge verbreitet. Seinen Angriff schließt Cuspinian mit den Worten, er habe es für unrecht gehalten, daß diese Fälscher, um nicht ein schlimmeres Wort dafür zu gebrauchen, ihr Unwesen im

⁴ *Flori libri historiarum quatuor a Cuspiniano castigati*. Wien, Joh. Winter, 1511 (München: 4 A. lat. b. 295). Neudruck der Widmungsvorrede bei Hans Ankewicz von Kleehoven, *Johann Cuspinians Briefwechsel*. München 1933, S. 20.

